

Erinnerungen an den Bleisatz

Schriftsetzerlehrling vor 50 Jahren

Von Ernst Spengler

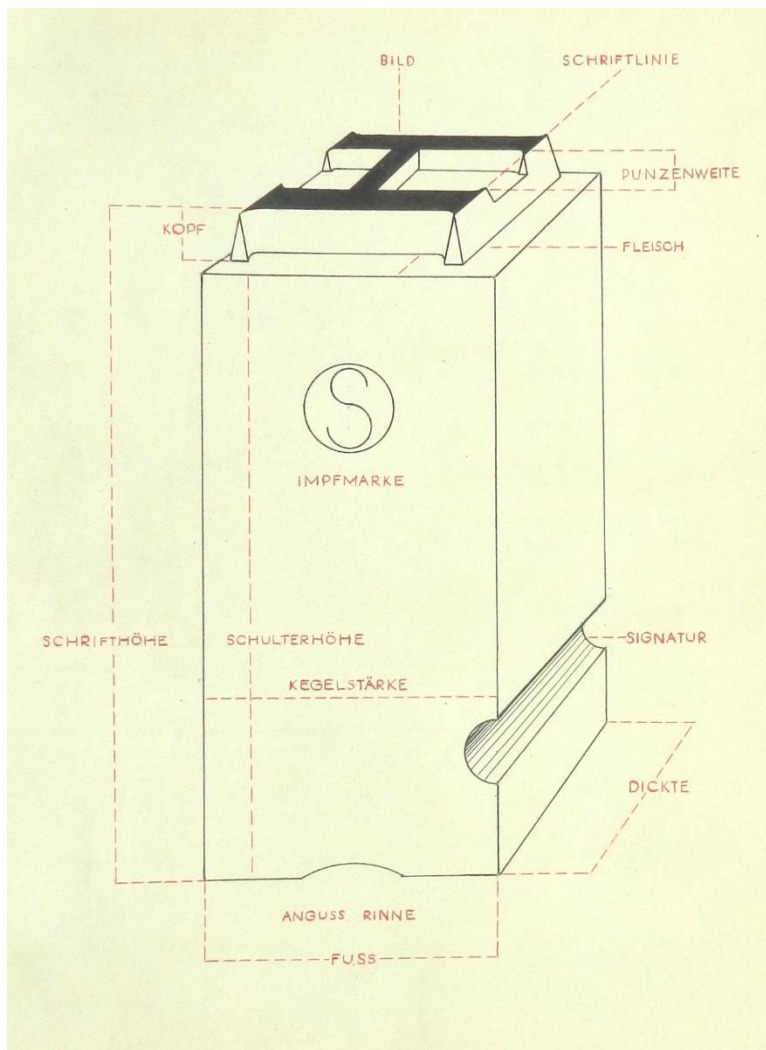
„Das Setzen des glatten Satzes gehört zum elementarsten Können des Schriftsetzers. Fehlerloser und genau ausgeschlossener Satz muss das Grundprinzip jedes Setzers sein.“ So lauten die ersten Zeilen des dicken Berufskunde-Ringbuches, das während meiner vierjährigen Lehrzeit in der Akzidenzsetzerei der „NZZ“ im Fachunterricht beim Typographielehrer Karl Sternbauer an der Kunstgewerbeschule entstand. Es ist ein handgeschriebenes Werk, das die Setztechnik vom „glatten Satz“ (Blocksatz) bis zum Buchumbruch, von der Gestaltung einer Visitenkarte bis zum Rechnungsformular mit Tabelle, von der Werbebroschüre bis zum Satz chemischer Formeln, ferner die Schriftenkunde, die Farbenlehre, die Kenntnis der Papiere, das „Ausschiessen“ (Positionieren der Seiten für den Druck, damit sie nach dem Papierschnitt in der richtigen Reihenfolge erscheinen) und manches mehr darlegt und so die wichtigsten theoretischen Grundlagen eines als anspruchsvoll geltenden Handwerks vermittelt, mit einheitlichem Satzspiegel (Textumgrenzung) gestaltet und mit präzisen Zeichnungen illustriert.

Stehendes Arbeiten in „Gassen“

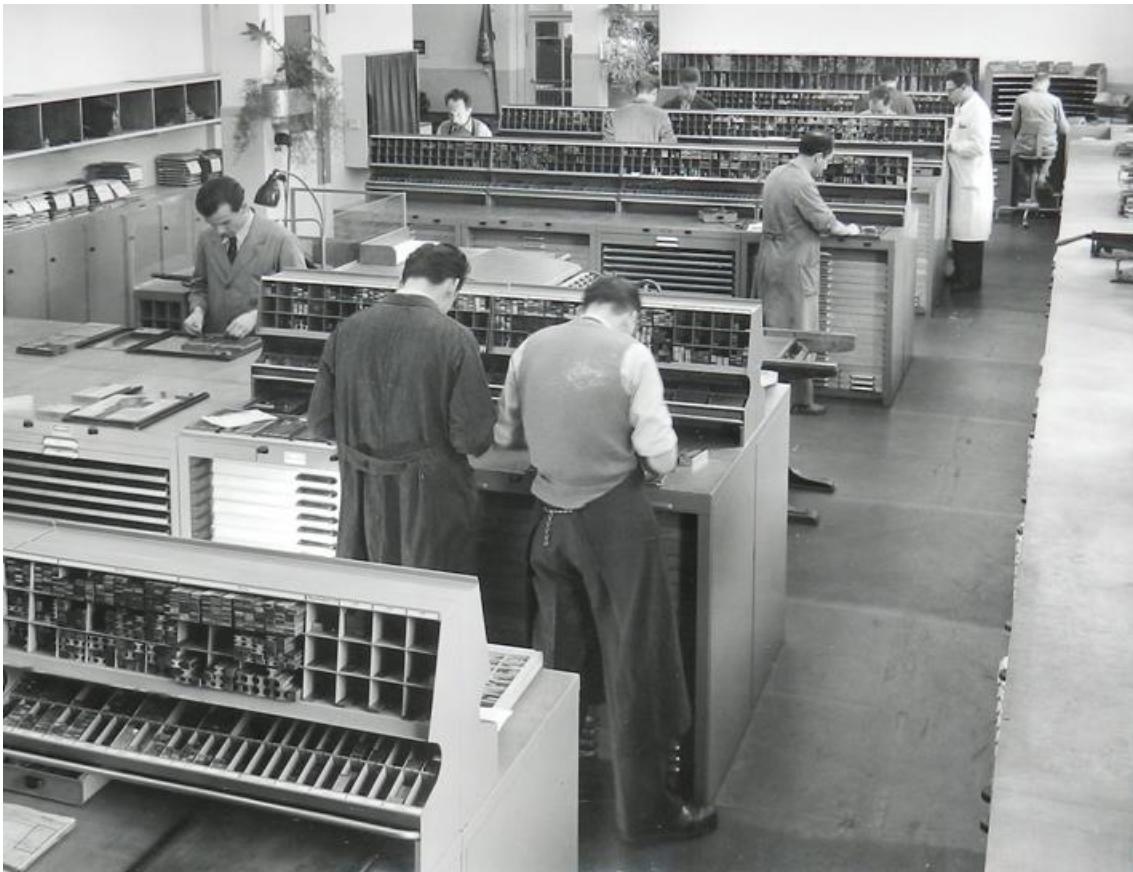
Doch beginnen wir mit dem 2. April 1951, einem Montag, an welchem ich, statt mit meiner Drittschulklasse morgens am letzten Examen teilzunehmen, im munteren Alter von 15¼ Jahren den ersten Tag als Lehrling erlebte. Die „NZZ“-Akzidenzsetzerei befand sich damals im ersten Stock im Stammhaus in der Ecke Opernhaus/Sechseläutenplatz mit Eingang Goethestrasse 10. An der Front gegen den Platz, mit Erkerchen in der Ecke, war der „Glaskasten“ abgetrennt, das Büro des „Faktors“ (Abteilungsleiters) Willy Baumann, der sein Dutzend Setzer durch die Glaswand stets im Auge hatte. Auf der Seite Goethestrasse schloss sich das Druckereibüro an, wo Rudolf Walser und Ernst Buchmüller die Kundenaufträge entgegennahmen. In der Ecke zur Seefeldstrasse residierte der Druckereichef, Hermann Suter. Ihn hatte ich schon bei meiner Bewerbung um die Lehrstelle, nach erfolgreichem Bestehen einer Eignungsprüfung, als humorvollen Patron kennengelernt. Sein neckisches „Wie gohts, Stifteli?“ mit dem unnachahmlich spitz gesprochenen Ostschweizer „I“ lockerte meinen Werdegang vom Schüler zum Gehilfen des öfters freundlich auf.

Die Setzerei bestand damals aus mehreren Reihen von grossen, hölzernen Satzregalen, teils mit flacher, teils mit schräger Oberfläche, zwischen denen man in „Gassen“ stand und arbeitete. In den Regalen befanden sich die Setzkästen mit den verschiedenen Schriften, meist in den Grössen von 6 bis 16 Punkt, jede in einem Kasten mit 121 für jede Letter festgelegten Fächern, die meistgebrauchten „Gemeinen“ (Kleinbuchstaben) wie a, e, d, m, n, o, t, u, r in grösseren Fächern im Zentrum, so dass der Weg der Hand beim

Ergreifen der Buchstaben möglichst kurz war. Die „Versalien“ (Grossbuchstaben), die Ziffern, die Akzentbuchstaben, die Interpunktionen und Zeichen sowie bestimmte „Ligaturen“ (zwei oder drei Buchstaben mit überhängenden Teilen, die auf den selben Kegel gegossen waren, wie ffi oder fl, oder Sonderzeichen wie Æ) waren in den entfernteren, kleineren Fächern eingeordnet. Ein Teil der Fächer enthielt „Blindmaterial“ (nicht zu druckende Zwischenräume) in diversen Breiten. Grösseres Blindmaterial wie „Durchschuss“ (Zeilenzwischenräume), „Regletten“ und „Stege“ (für grössere Zwischenräume) sowie „Quadrate“ (zum Füllen von Ausgangszeilen) befanden sich griffbereit in besonderen Ablagen an jedem Arbeitsplatz.



Zeichnung eines Bleibuchstabens im Berufskunde-Ringbuch



Die NZZ-Akzidenzsetzerei nach der Modernisierung

Ordnung im Setzkasten war eisernes Gebot. Wer beim „Ablegen“ (Zurücklegen der wiederverwendbaren Schriften nach dem Druck) Buchstaben in die falschen Fächer legte, verursachte viel Ärger und Verdruss bei den Kollegen: „Die 8 Punkt Garamont ist voller „Fische“ (falsche Schriftart oder -grösse) aus der Caslon! Wer war das?“ schallte es dann durch die Setzerei. Denn die Unterschiede von ähnlichen Schriften waren, wenn man die „Signaturen“ (Kerben am Buchstabenkegel) zu wenig beachtet hatte, oft erst nach dem Probeabzug zu erkennen, und das Korrigieren bedeutete mühsame, zeitraubende Zusatzarbeit. Die Lettern, je nach Schriftgrad verschieden starke Stäbchen von 2,35 cm Höhe inklusive Schriftbild, bestanden aus einer Legierung von 65-75% Blei, 20-30% Antimon und 5-10% Zinn. Ein grosser Setzkasten konnte somit 25-30 kg schwer sein, und es empfahl sich, ihn nur zu zweit aus dem Regal zu ziehen, hochzuheben und schräg darauf zu stellen, um daraus zu setzen.

Breitbeinig vor dem Kasten

Erst aber musste das „Stifteli“ lernen, wie man breitbeinig vor den Kasten steht (Setzer war ein Stehberuf), die einzelnen Buchstaben ergreift, an der „Setzlinie“ (schrifthohes, etwa 1 mm dickes Neusilberband mit „Ohren“, zum Herausnehmen) richtig im „Winkelhaken“ (in der Breite verstellbares Setzgerät) aneinanderreicht und eine Zeile „ausschliesst“, das heisst auf die zuvor eingestellte Zeilenbreite bringt und dabei optisch gleiche Wortzwischenräume erzielt mittels Blindmaterial verschiedener Stärke bis hin zu Halbpunkt-Spatien von gerade noch dünnen 0,19 mm. Dann wird die Setzlinie heraus-

gehoben und vor die fertige Zeile gestellt, so dass eine neue Zeile begonnen werden kann. So kommt Zeile vor Zeile, bis der Winkelhaken voll ist. Bei einer 10-Punkt-Schrift sind das 9 Zeilen, und diesen „Griff“ gilt es nun mit der Setzlinie und beiden Händen bzw. Mittel- und Zeigefingern zu halten und unversehrt in ein „Schiff“ (Metallblech, dreiseitig mit senkrechten Wänden von rund 1,5 cm Höhe, nach vorn offen zum Ein- oder Ausschleiben des fertigen, mit Schnur ausgebundenen Satzes) von passender Größe zu stellen. Bei einer Satzbreite von 22 Cicero (knapp 10 cm) sind das in 10 Punkt Garamont-Antiqua pro Zeile 55-60 Lettern. Ein solcher Griff weist also rasch über 500 Einzelteile auf – bei der geringsten Ungeschicklichkeit spritzen sie auseinander, und die mühsame Arbeit von etwa einer Drittelstunde ist hin.



Handsatz erfordert geistige Konzentration und manuelle Flinkheit

Applaus nach dem Niesen

Ähnlich kann es gehen, wenn man nach dem Drucken von Probeabzügen den Satz aus der Abzugpresse wieder ins Schiff schiebt und irgendwie hängen bleibt: dann rasselt alles zu Boden – „Freuden und Leiden eines Setzers!“ lautete ein Kommentar. Wenn die lieben Kollegen solches Missgeschick innewurden, gab es „Applaus“: es wurde mit grösserem Blindmaterial oder mit dem Typometer (Stahlmassstab mit Skalen in Zentimetern/Millimetern und Cicero/Punkt) über die Kastenfächer gerätscht oder aufs Regal gepoltert. Zum Brauchtum der Setzer gehörte es ferner, nach dem Niesen oder beim Zuspätkommen zur Arbeit „Applaus“ zu klopfen – Hineinschleichen, ohne vom Chef bemerkt zu werden, gab es so kaum.

Das Setzen war insofern schwierig für den Neuling, als der Schriftsatz spiegelbildlich zu lesen ist, aber nicht links-rechts-verkehrt, sondern oben-unten. Dafür laufen die Zeilen normal von links nach rechts. Zunächst hatte Ernst Schaich, mein „Anführergespan“ (Setzer, der den Lehrling praktisch ausbildet) alle Mühe, mich vor der Angewöhnung der Unart zu bewahren, den Winkelhaken zum Überprüfen des Gesetzten umzudrehen und so zu lesen. Doch bald gewöhnte ich mich daran, über Kopf gespiegelt zu lesen, und las Satz ebenso behende wie Gedrucktes. Das ist mir später während meiner Zeit als Redaktor

sehr dienlich gewesen; wenn es im Blattabschluss eilte, brauchte ich keinen Abzug, um rasch einige Korrekturzeilen zu überprüfen.

Die vier Jahre meiner Lehre fielen in eine Zeit, wo man generell noch 48 Stunden in der Woche arbeitete, also auch am Samstagmorgen von 7 bis 12 Uhr. Im ersten Lehrjahr gab es zwei Wochen Ferien, ab dem zweiten, dank gesetzlicher Neuregelung, für Lehrlinge drei Wochen. Mein Wochenlohn betrug anfangs Fr 17.50 und wurde alle 14 Tage in einer kleinen gelben Papiertüte bar ausgehändigt. Andererseits reichten 70 Franken im Jahr 1952 für eine Woche Wanderferien mit Standort Jugendherberge St Moritz mit dem Verein Ferien und Freizeit. Im vierten Lehrjahr gab es auch im technischen Betrieb Monatslohn; meiner betrug 160 Franken.

Zu den Aufgaben des Lehrlings gehörte es, abends die Farbsteine mit „Typolin“ von den tagsüber angemischten Farben zu reinigen. Oft mischte ich die Farbreste mit dem Spachtel, legte dann ein A-4-Blatt kreideweisses Kunstdruckpapier drauf und machte einen Abklatsch. Mit einiger Übung entstanden so form- und farbenprächtige Bilder, die ich zu Hause als Wandschmuck nutzte. Sie hätten manchem Tachisten zur Ehre gereicht. Am Samstag mussten die beiden Abzugpressen gereinigt werden, und aus dem Abfallkübel unter der Fräse waren die grösseren Stücke nach drei Bleilegierungen auszusortieren. Dann aber ging es durch das ganze „NZZ“-Gebäude, um den „Bereitschaftsdienst“ zu verteilen, eine Liste derer, die im Falle eines Falles am Samstag oder Sonntag hätten antreten müssen. So lernte ich den ganzen Betrieb bestens kennen, von der „Rotation“ (Abteilung Zeitungsdruckmaschinen) zur „Stereotypie“ (hier wurden ab von den Zeitungssatzseiten geprägten Matern die Halbzylinderplatten für die Rotationsmaschinen gegossen) im Kellergeschoss, dann zu Vertrieb/Spedition, zur Schalterhalle (Kundenempfang für Inserate, Todesanzeigen, auf der Tramseite) und in die Buchbinderei im Erdgeschoss, im ersten Stock zur Inseratsetzerei, zur Politischen Setzerei (Textumbruch der Zeitung), ihr Chef Karl Kistler charakterisierte seinen Bereich als die „Umschlagstelle vom Geist zur Materie“, zur Maschinensetzerei und zum Akzidenzdruckmaschinensaal, der über den noch unüberbauten Innenhof durch die schmale, gedeckte „Seufzerbrücke“ mit der Akzidenzsetzerei verbunden war. Vom Druckereibüro ging's durchs Treppenhaus hoch in die Redaktion, das ehrfurchtgebietende Reich des stets Zigarren rauchenden Chefredaktors Willy Bretscher oder des Lokalredaktors Edwin Arnet, der mit Gotthard Schuh das erste „Zürifäsch“ vom 2./3. Juni 1951 (zur 600-Jahr-Feier Zürichs im Bund der Eidgenossen) in einem Bildband („Fest des Volkes“, Artemis) festgehalten hatte (mit einem Bild, wo der „NZZ“-Stift drauf ist als andächtiger Zuhörer eines Ausrufers am Trödelmarkt). Und dann noch in den dritten Stock zu Chefkorrektor Walter Heuer und in die Verwaltung, wo der geheimnisvolle Direktor Otto Sidler residierte.

„Wassertauf“ ad posteriora

Die profunde Kenntnis des Hauses, vom Papierlager bis in den Estrich, kam mir sehr zupass, als es nach Abschluss der Lehrzeit nach altem Schwarzkünstlerbrauch zur „Gautschete“ (rituelle Berufstaufe) kommen sollte. Üblich war, dass der in den Gehilfenstand zu Initiierende kurz vor Feierabend plötzlich von einigen „Packern“ festgehalten

und zu einer bereitgestellten alten Badewanne und zu einem Stuhl in den Hof hinab geschleppt wurde. Dort wurde der Täufling zur „Wassertauf“ *ad posteriora*“ mit dem Hintern auf den platschnassen Schwamm auf dem Stuhl gesetzt, und der Gautschmeister sprach feierlich: „Packt an, lasst seinen *Corpus posteriorum* fallen auf diesen nassen Schwamm, bis triefen beide Ballen. Der durst'gen Seele gebt ein Sturzbad obendrauf, das ist dem Jünger Gutenbergs die allerbeste Tauf.“ Dazu werden einige Eimer Wasser über den Kopf des Opfers geschüttet, dann wird es in die Wanne gezerrt und liebevoll einige Male untergetaucht. Schliesslich entlässt man den Täufling mit Scherzen und Gratulationen. Einige Tage später muss er seine Kollegen zu Bier, Kartoffelsalat und Wurst einladen und erhält dann zur Bestätigung seines Gehilfenstandes den kunstvoll gedruckten Gautschbrief. – Erlebt hatte ich das Prozedere bereits einmal, als ein über vierzigjähriger Setzer neu zu uns kam, aber trotz mehrmaliger Aufforderung seinen Gautschbrief nicht vorweisen konnte; er wurde gepackt und gegautscht, trotz Beteuerungen, er habe den Brief beim Zügeln verloren ...

Nach Beendigung der Lehre Ende März 1955 konnte ich zu einem Lohn von 600 Fr als Setzer im Hause bleiben. Dass ich irgendwann gepackt werde, war klar. An einem Samstag im Mai, gegen Mittag, schien mir das Verhalten der Kollegen verdächtig ruhig; ahnungsvoll schlich ich hinab ins Papierlager, und da stand tatsächlich alles bereit, die alte Badewanne, der Stuhl, der Schwamm, und ich wusste: heute. Doch wie es zur List der Packer gehört, unversehens zuzugreifen, gehört es zur Ehre des Täuflings, sich dem zu entziehen. Ich verdrückte mich in den Estrichturm der Falkenstrasse 11 und harrte da der Dinge, die sich unten tun sollten. Durch ein kleines Fenster überblickte ich den Hof. Tatsächlich wurde nun die Badewanne hingetragen und mit Wasser gefüllt, der Stuhl mit dem nassen Schwamm bereitgestellt. Plötzlich Lärm, Geschrei – ein Menschenknäuel wälzte sich von der Speditionsrampe herab: drin zappelte Werner Stoppel, der ebenfalls frisch ausgelernte Drucker, an allen Vieren gehalten von den Packern. An einem Fenster der Inseratsetzerei war nun Faktor Baumann zu sehen, und die Drucker riefen zu ihm hinauf: „Wo habt ihr euren Gäutschling? Bringt ihn endlich herab!“ Welche Schmach, vor allem Publikum, das inzwischen aus allen Innenhoffenstern erwartungsvoll zuschaute, zugeben zu müssen, dass man des Schlaubergers nicht hatte habhaft werden können! „William Old Bum“, wie einige ihn anglisierend nannten, liess seinem Ärger durchaus freien Lauf: „Dä Chaib isch ab, dä gautsched mer nüme!“ So wurde nur Werner der feuchten Einweihung teilhaftig, und als ich kurz vor 12 wieder in der Setzerei auftauchte, waren die meisten verschnupft über meinen Triumph. Sie rächten sich an den folgenden Abenden, indem sie mich packten, die Treppen hinabschleppten und mich unten freiliessen mit einem „Ätsch! Nüt gsi hüt!“.

Taufe im Stadelhofer Brunnen

Erst nach zwei Wochen galt es wieder ernst: ohne Gegenwehr meinerseits (man will ja endlich gegautscht werden) ging es hinab, aber nun nicht in den Hof, sondern hinaus auf die Falkenstrasse, durch die Theaterstrasse zum Stadelhofer Brunnen, und die verdutzten Passanten blieben stehen und meinten, man habe einen Verbrecher gestellt. Am Bassinrand das Ritual mit dem nassen Schwamm, dann hinein ins bloss knietiefe Wasser;

vom Kopfuntertauchen blieb ich verschont und war heilfroh, endlich die Prozedur hinter mir zu haben. Gautschmeister Robert Kohler von den Korrektoren (viele Korrektoren waren gelernte Setzer) konnte einer nassen Umarmung nicht entrinnen, ehe er gratulieren durfte.



Tiefend nass entsteigt der neue Geselle dem Stadelhofer Brunnen



Gautschmeister Robert Kohler gratuliert dem Täufling

Eine gute Offizin

Meine Lehrzeit war eine gute Erfahrung. Bei der „NZZ“ hatte ich als Stift sehr viel Zeit, um neben der Erledigung von Kundenaufträgen allerlei auszuprobieren an grafischem Gestalten und mit Farben und Papier spielerisch zu üben. Beim Lehrlingswettbewerb, der alle zwei Jahre stattfand, bastelte ich im ersten Lehrjahr so lange an einer Visitenkarte herum, bis alles stimmte, und reichte sie ein. Ich erhielt die Bestnote 1, doch Lehrer Sternbauer sagte später in der Fachschule, die Gestaltung der Visitenkarte hätte sogar eine Auszeichnung verdient, aber da ein Lehrling im ersten Lehrjahr unmöglich so etwas ohne Fremdhilfe schaffen könne, habe man davon abgesehen. Dieser unverdiente Argwohn empörte mich, weil mir niemand geholfen hatte. Erst Jahre später las ich in CG Jungs Autobiografie „Erinnerungen, Träume, Gedanken“ dass ihm in seiner Jugend mit einem Aufsatz der selbe Tord widerfahren war ...

Da mein erster Anführer nach einem Jahr die Offizin verliess, bekam ich mit Hans Bisig einen zweiten. Zwar wurde er – aus dem Kanton Schwyz stammend – von Hans Tschopp oft wegen der „Einsiedler Schafböcke“ (Gebäck) geneckt, doch musste letzterer sich dafür als „der keusche Lebemann“ titulieren lassen als damals noch eingefleischter Junggeselle. Weniger harmlos war Willy Siegfried, der den „Rennweg-Kurier“ betreute: als ihn einst Sepp Ottiger hänselte, geriet „Rennweg-Willy“ in Jähzorn und versetzte dem Spötter einen derben Fusstritt. Jahre später – er war nicht mehr bei der „NZZ“ – las man mit Schaudern in den Zeitungen, Siegfried habe seine Freundin im Affekt umgebracht und sie drei Tage im Kofferraum des Wagens umhergefahren, bis er sich der Polizei stellte.

Schriftsetzlerlehrlinge mussten damals nach zwei Jahren eine Zwischenprüfung ablegen. Diese absolvierte ich mit der Durchschnittsnote 1,2 als der Beste des Jahres 1953 im Kanton Zürich. Als die Jungbuchdruckergruppe eine eigene Lehrlingszeitung herzustellen beschloss, mit selbstgeschriebenen Beiträgen und von den Lehrlingen in den Lehrbetrieben gesetzt und gedruckt, machte ich als Verfasser von Artikeln mit. Doch beim Schreiben von Beiträgen wurde mir bewusst, wie wenig Wissen ich besass. Dabei schwebte mir doch vor, dereinst Redaktor zu werden. Das war einer der Gründe, weshalb ich im Herbst 1954, ein halbes Jahr vor Lehrabschluss, das Abendgymnasium Juventus begann, um die Matur auf dem zweiten Bildungsweg nachzuholen. Kein Wunder, dass ich die Lehrabschlussprüfung mit Note 1,5 zwar gut, aber nicht mehr als Bester bestand.

Im Jahr 1953 erhielt die Akzidenzsetzerei eine moderne Einrichtung. Anstelle der Holzregale gab es nun hellgrüne Metallregale mit kleineren, leichteren Schriftkästen. Alle Schriften mussten mit einem Spezialbehältnis am Staubsaugerschlauch aus den alten Fächern angesaugt und in die neuen umverteilt sowie die grösseren Schriften von Hand umgesteckt werden – eine Riesenarbeit! Und zur Zeit des 175-Jahr-Jubiläums der „NZZ“ im Februar 1955 war im Kellergeschoss auf der Opernhauseite, das mit tief in die Seekreide eingerammten Pfählen neu fundiert wurde, auch der Ersatz der alten schwarzen Zeitungsrotationsmaschinen aus dem Jahr 1916 durch eine leistungsstärkere und zum Farbdruck fähige Druckanlage im Gange, die bis zu 250000 16seitige Zeitungen pro Stunde produzieren und über die eigens für die „NZZ“ entwickelten Förderbänder in der „Spedi“ ausspucken konnte. – Wie sehr die Zeiten sich ändern, möge ein letztes Hörtchen illustrieren: Wahrscheinlich im Jahr 1954 hatte Druckereichef Hermann Suter

eine berufliche Amerikareise gemacht. Das war eine derartige Sensation, dass er für die ganze „NZZ“-Belegschaft einen Vortrag veranstaltete, wo er die für uns exotischen Erlebnisse seines USA-Aufenthaltes zum besten gab ...

Nun gibt es keinen Bleisatz mehr, und der Beruf des Setzers hat sich völlig verändert zum Anwender von Satz- und Gestaltungsprogrammen auf dem Computer. Wenn ich heute am Bildschirm sitze und schreibe bzw eine gefällige Drucksache gestalten möchte, wünsche ich oft, es hätten die Programmierer mehr bleisatzkundige Schriftsetzer zu Rate gezogen!

Ernst Spengler

Ernst Spengler gab den Setzerberuf im Frühjahr 1956 auf, um sich ganz auf die eidgenössische Matur vorzubereiten, die er 1957 bestand. Im Herbst 1956 von Hermann Suter zurückgeholt, arbeitete er 9 Jahre als Werkstudent bei Walter Heuer als Aushilfskorrektor. Er studierte anfangs Germanistik, schloss aber in Psychologie, politischer Philosophie und Religionsgeschichte ab und doktorierte 1964 mit der Arbeit „Das Gewissen bei Freud und Jung. Mit einer philosophisch-anthropologischen Grundlegung“. Von 1958 bis 1965 bildete er sich zusätzlich am CG Jung-Institut Zürich zum Psychotherapeuten aus. Dem alten Berufswunsch folgend, kam er im Oktober 1965 wieder ganz zur „NZZ“, wo er bis 1975 im Ressort Zürich (Zeichen es.) wirkte, ab 1971 als verantwortlicher Redaktor. Seither führt er eine Psychotherapiepraxis in Zürich. Von 1975 bis 1990 arbeitete er teilzeitlich in der Klinik am Zürichberg als klinischer Psychotherapeut. Mitgründer des Schweizer Psychotherapeuten-Verbandes im Jahr 1979, amtierte er 12 Jahre als dessen Vizepräsident und 1991 bis 1993 als Präsident. Seine an der „NZZ“ erworbenen Kenntnisse im politischen Bereich stellte er 1979 bis 1983 der FDP Zürich 7 als Präsident zur Verfügung. 1994/95 war er Präsident der European Association for Psychotherapy, Wien. Von Anfang 1999 bis Ende 2008 wirkte er als Mitglied des Curatoriums (Stiftungsrat und Direktion) des CG Jung-Institutes Zürich in Küsnacht. Er ist verheiratet mit Annemarie Spengler-Wick, welche von 1971 bis 1997 bei der „NZZ“ arbeitete, zuletzt als Leiterin des Redaktionssekretariats. – Als Aktionär der „NZZ“ ist Ernst Spengler seiner einstigen Lehrfirma weiterhin verbunden.